

# Aus dem Leben eines Wortes: Heimweh

Autor(en): **Bebermeyer, Renate**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1986)**

Heft 5

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421462>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Aus dem Leben eines Wortes: Heimweh

Von Dr. Renate Bebermeyer

Das Leben eines Wortes gleicht dem Menschenleben: es kennt Höhen und Tiefen und sehr viel Mittelmaß. Kein individuelles Leben gleicht dem anderen: der einen Werk und Wirken steht im Licht, das der andern steht im Dunkeln. Das eine Leben hat viele markante Stationen, das andere im Grunde nur zwei: den Anfang und das Ende. Das Leben des Wortes aber ist in aller Regel sehr viel länger als das menschliche, doch stärker dem natürlichen Auslesedruck unterworfen. Wird, wie wir gerade heute beobachten können, die Worte-„Population“ zu stark, sinkt die Lebenserwartung der „Neugeborenen“ drastisch: sie leben „nur einen Sommer“ — und viele sind eigentlich Totgeburten.

*Heimweh* ist ein ganz besonderes Wort, für viele völlig unauffällig und doch eine imposante Wortpersönlichkeit mit interessantem und bewegtem Lebenslauf: Ein Wortleben, das nicht nur für sich selbst spricht, sondern auch für die gesamte Wortgeschichte. Ein Wort auch, das zugleich sehr eng mit menschlichen Sehnsüchten und Nöten und deren Wechsel und Wandel verweben ist.

Seine Biografie: Geboren in der *Schweiz*. Genaues Geburtsdatum: unbekannt. „Amtlich registriert“ (gebucht): 1678<sup>1</sup>. Ein Wortgeschöpf also, das nicht irgendwoher aus dem diffusen Dunkel indoeuropäischer Vorzeit kommt, sondern eine Heimat hat, von der es geprägt ist, deren Wesen es weiterträgt, das so ausgeprägt mit seiner Herkunft identifiziert wurde, daß diese Heimatverbundenheit auch namentlich zum Ausdruck kam: „Schweizer Heimweh“; „ist sie (= seine Frau) und ihre Existenz mit der meinigen so verwebt, daß ich nicht acht Tage von ihr entfernt seyn kann, ohne etwas dem Schweizerheimweh ähnliches zu erfahren“, heißt es (1787) in einem Briefe Wielands. Auch als das Wort längst überall „Bürgerrecht“ genoß, ging ihm die Heimatfarbe nicht ganz verloren: Die Vermutung, daß der Begriff zu den „Alpenländern“ gehöre, hält sich bis heute.

Von Anfang an hatte das Wortwesen „Heimweh“ einen besonderen Status, es war „von Stand“: Als medizinischer Fachbegriff begann es seine steile Karriere. Jede Zeit hat ihre die Menschen in besonderem Maße bewegenden und erregenden Krankheiten. Im 18. und 19. Jahrhundert drang die Gemütskrankheit „Heimweh“ ins öffentliche Bewußtsein, und die damalige Psychiatrie machte sie zu ihrem großen und neuen Forschungsthema:

<sup>1</sup> Der „Schweizer Bürger“ aber läßt sich außerhalb der Schweiz bereits 1668 nachweisen (Schottels „Teutsche Hauptsprache“, Braunschweig).

Man beobachtete einen in drei Stadien gegliederten Krankheitsverlauf. In der ersten Phase ist der Kranke noch relativ unauffällig; er wirkt zwar müde und traurig, er sucht die Einsamkeit, doch er teilt sich niemandem mit, er spricht nicht über das, woran er ausschließlich denkt: an die Heimat. Im Folgestadium wird dieses Gedenken zur fixen Idee, die sich bald auch psychisch manifestiert: Schlaf- und Appetitlosigkeit und Zustände der Verwirrtheit. Eine schleichende Auszehrung kennzeichnet die Endphase, die zum Tod führt, falls nicht die „Wunderheilung“ erfolgt, von der wir z. B. auch aus Friedrich Schillers Dissertation erfahren: „Man bringe einen, den das fürchterliche Heimweh bis zum Skelett verdorren gemacht hat, in sein Vaterland zurück, er wird sich in blühender Gesundheit verjüngen“. Die „Heimschaffung“ also, die Rückkehrmöglichkeit wendet alles Leid in Glück, und so manches Mal konnte beobachtet werden, daß — in leichten Fällen — schon das Versprechen auf baldige Heimkehr oder Kontakte zu Landsleuten zur Spontanheilung genügten.

Die heutige Psychiatrie beschreibt — in historischem Rückblick — den Heimwehtod als „langsam auftretenden psychogenen Tod“, aus einem Depressionszustand heraus, in dem der Lebenswille völlig abgestorben ist.

Auch heute gilt „Heimweh“ noch als „besonders im Pubertätsalter auftretende“ psychotische Störung, die „oft“ als „Ursache für Brandstiftung, Sexualverbrechen u. ä.“<sup>2</sup> in Frage kommt. Für die breite Öffentlichkeit jedoch ist „Heimweh“ heute keine ernstzunehmende Krankheit mehr, und erst recht kein „Phänomen“, über das man spricht.

Überraschend schnell trat der Begriff aus seinem fachsprachlichen „Reservat“ heraus und den Weg in die Öffentlichkeit an, Menschen und Sprachräume in den Bannkreis seiner Persönlichkeit ziehend: Er drang in das Bewußtsein der durchschnittlich Informierten seiner Heimat und verbreitete sich im gesamten deutschsprachigen Raum. Wie und warum kam das Populäritätswunder zustande?

Ein durch und durch „eingefleischter“, „arrogant-abweisender“, ein nur Insidern verständlicher Fachterminus war „Heimweh“ wohl von Anfang an nicht. Offensichtlich hatte die Psychiatrie, als sie das nach Behandlung schreiende Krankheitsbild erkannte, zur schnellen Spontanbenennung gegriffen. Auf Dauer aber schien ihr ein muttersprachliches Wort fachspracheungeeignet. Sie verfiel auf das griechisch-mittelateinische „nostalgia“ (nostos = Heimkehr; algos = Schmerz) und hatte fortan sowohl den internen Fachbegriff wie den „populären“, den, mit dem man sich laienverständlich ausdrücken konnte.

„Dankbarkeit“ für die Aushilfe ist geblieben, denn bis heute weisen medizinische Fachlexika bei „Nostalgie“ auf „Heimweh“ hin — eine sonst recht unübliche Praxis.

<sup>2</sup> W. Pschyrembel, Klinisches Wörterbuch. Berlin/New York 1982.

Ohne gezielte „Öffentlichkeitsarbeit“ aber wäre die Multiplizierung des Bekanntheitsgrades „unseres“ Fachbegriffs nicht so schnell und intensiv abgelaufen. Die Dichtung, vor allem Clemens Brentanos, nahm sich seiner noch nicht „schriftfähigen“ Existenz an — und hatte damit den kommenden „Star“ entdeckt.

Die Romantiker bevorzugten (neben altem, nun wiederzubelebendem Wortgut) mundartliche Begriffe und hatten außerdem eine ausgeprägte Vorliebe für geheimnisvoll-mystische Ausdrücke, für Kriterien, die dieses „Heimweh“ gleichsam idealtypisch erfüllte.

Bald schon war der Geförderte die gebende Persönlichkeit: die Lyrik im allgemeinen und die Mundartdichtung im besonderen erhoben den Begriff „Heimweh“ zu einem ihrer wichtigsten Themen.

Ein intensives und ausgefülltes Leben ist reich an inneren Entwicklungen. Der Mensch, der, immer an sich arbeitend, nicht „stehenbleibt“, durchläuft viele Bewußtseins- und Befindlichkeitsstadien. Bei den Wörtern sind es die verschiedenen Bedeutungs- und Inhaltsmanifestierungen, die sich auseinanderentwickeln, die einander ablösen oder nebeneinander bestehen. „Heimweh“ strebte nach „Allumfassendem“: es erweiterte seine Bedeutung und vertiefte sie zugleich. Benannte es zunächst „nur“ einen bestimmten, klar beschreibbaren pathologischen Zustand, wurde es mehr und mehr zum Repräsentanten schwer beschreibbarer, doch recht tief empfundener elegischer Seelenzustände.

Der normal-nüchterne Gehalt wich, der emotionale zog ein. „Heimweh“ wurde zu einem andern Wort für bewußt erlebte und ausgelebte *Sehnsucht*. Und diese Sehnsucht wurde gepflegt, sie war „modisch“; man litt an ihr, wenn man zeitgeisterfüllt, wenn man zeitgeistkonform war. Dieses „vagabundierende“ Seelengefühl, dieses „Heimweh ziel- und namenlos“ (Hermann Kurz) suchte und erträumte sich die verschiedensten konkreten und utopischen „Objekte“. Natürlich konnte die Geburtsheimat Sehnsuchtsobjekt bleiben — „Du ziehst, o milde Heimatlust / Als Heimweh durch die kranke Brust“ (Emanuel Geibel) —, doch war sie für die wahrhaft schwermütig-schwärmerisch suchende Seele zu diesseitig-realistisch, zu „banal“. Adäquate Sehnsuchtsziele lagen in Traumwelten, richteten sich auf das paradiesische Land des Glücks, auf alles Schöne, Gute, Bergende, auf die entschwundene Zeit, auf die Gottsuche — „Dies Heimweh gottverlobter Herzen . . .“<sup>3</sup>. Heimweh war zum Namen für den Trieb

<sup>3</sup> Aus einem Kirchenlied Bernhard Walther Marpergers (1713).



geworden, der den Menschen als den Wanderer auf Erden sehnsuchtsvoll nach dem Land seiner Bestimmung suchen läßt.

Schlüsselwörter dieser Art sind Wortgestirne, die andere in ihr Magnetfeld ziehen, die neue, sie umkreisende Monde anziehen und deren Bahn bestimmen. „Heimweh“ veränderte den Begriff „Heimat“:

Heimat wurde *das*, wonach man sich sehnte, auch — und gerade — die „Fremde“, die „Ferne“, das damals besonders geliebte und idealisierte Italien:

„Und wenn im Herbst die Nachtigallen ziehen, / Faßt ihn das Heimweh, und er möchte fliehen / Hinüber nach Italiens goldner Sonn“ (Eduard Paulus), oder irgendein „südlicher Himmel“, oder das weltferne „Heimatland der Schönheit“, das „die Heimat selbst zur wilden Fremde macht“ (Hermann Hesse). Auch „Sehnsucht“ und „Vaterland“ wurden durch die direkte und indirekte Konfrontierung mit „Heimweh“ neu definiert.

Ein so gewichtiger Begriff schafft sich auch eine kompositionale Familie: heimwehreich, heimwehnah, heimwehrasch, Heimwehland . . . und diese sucht und findet enge Beziehungen zur „Gegenfamilie“: Fernweh, Fernendrang, Fernverlangen, fernetrunknen.

Und dann kam das *Altern*. Beim Wort verläuft der Alterungsprozeß im allgemeinen milder als beim Menschen; beim herausgehobenen Wort aber, beim besonderen „Leistungsträger“, der zu bestimmten Zeiten ein wichtiges Feld beherrscht, zeigen sich die Abnützungerscheinungen ausgeprägter. „Heimweh“ war das richtige Wort zur richtigen Zeit gewesen. Es war zum modischen Schlagwort geworden, und Moden jeder Art überleben sich — und mit ihnen ihre verbalen Repräsentanten. Steter Gebrauch höhlt aus; im Heimwehfalle kam es zur „Auszehrung“: Die Sublimierung des Wortes durch die Dichtung hat es allzusehr durchgeistigt, hat ihm die materielle Substanz geraubt, hat es zum Hauch gemacht, der sich in kommunikationsferne Welten verlor.

Warum aber war gerade „Heimweh“ jenes Wort, ohne das es — plötzlich — nicht mehr ging? Ist nicht das Heimwehgefühl alt, menschenalt? Weiß nicht schon Otfried die Entbehrungen und Mühsale derer, die fern der Heimat und somit im „Elend“<sup>4</sup> leben, literarisch zu beschreiben? Warum machten nicht die Worte, mit denen die den Schweizern verwandten Schwaben das Gefühl des Heimwehs benannten — „Jammer“ oder „And“ —, das Rennen um die Spitzenposition des Hauptdarstellers? Der Grund liegt in der besonderen historischen Situation der Schweiz und der

<sup>4</sup> Althochdeutsch „elilenti“ = in fremdem Land, ausgewiesen sein.

Schweizer: Heimweh als ernste Gemütskrankheit fiel Schweizer Medizinern auf, weil sie es an Schweizer Soldaten in fremden Diensten in oft epidemischem Ausmaß erlebten. Auch die Ersatzbegriffe, die man fand, als man Heimweh noch als Fremdwort betrachtete: „Heimsucht“, „Heimkrankheit“, „Heimverlangen“, hatten keine Chance. „Am Ganzen soll der Enkel Tells oft kranken“<sup>5</sup> — ein typisch „schweizerisches Phänomen“ also, für das eben nur das Schweizer Wort paßte. Später bekamen die „heimwehanfälligen Schweizer“ Gesellschaft: man entdeckte die Krankheit in den Napoleonischen Armeen, man glaubte zu wissen, daß auch die Bewohner der Bretagne und die Schotten ebenso sehr „heimwehgefährdet“ sind. Sicher ist, daß Heimweh als Sehnsucht nach der Geburtsheimat sich dort stärker bemerkbar macht, wo der Mensch besonders naturverwurzelt, naturabhängig aufwächst; Heimweh als depressive Erkrankung aber war im Grunde eine *soldatische* Erkrankung. Soldaten waren es, die in großer Zahl lange und zwanghaft fern der Heimat leben mußten. Selbst im Zweiten Weltkrieg; als das Wort literarisch wie alltagssprachlich längst verblüht war, tauchte es in der „Soldatensprache“ wieder auf<sup>6</sup> — und zwar in einer äußerst merkwürdigen Rolle:

„Heimwehbude“. Wo ist die „Bude“, wo ist der Ort, an dem der Kriegsgefangene, vom Lagerpersonal ungestört, den Heimwehgedanken nachhängen konnte? Heimwehbude „umschreibt“ die Lagerlatrine: Verdrängung durch Abschieben ins Derb-Drastische. „Durst ist schlimmer als Heimweh“ — auch hinter diesem Flax steckt tiefer Ernst, steckt das Bemühen, etwas zu verdrängen, indem man es ins Lächerliche zieht. So gaukelt man sich die souveräne Beherrschung des Problems vor, so schafft man sich entlastende „Ventile“. Als Heilmittel galten die „Heimwehkiller“: „Der Genuß von Schnaps“ heißt es bei Küpper, „vertreibt bei manchem die Heimwehgefühle“, doch fährt er fort: „bei anderen kommen sie durch ihn erst vollends zum Durchbruch“. Der Volksglaube früherer Zeiten hielt ein harmloseres Mittel bereit: ein Stück Brot von daheim sollte vor Heimweh (und Hexen!) schützen.

Die heutige Mediensprache hat für „Heimweh“ im Grunde keine Verwendung — und auch die Umgangssprache nutzt es nur als gemeinplatzartige Worthülse. Brauchen wir das Wort nicht mehr, weil es die damit bezeichnete Befindlichkeit nicht mehr gibt?

Das Thema Sehnsucht hat gegenwärtig ein geradezu existenzielles (Schwer-)Gewicht, auch wenn der Begriff selbst auffällig gemieden wird. Die Sehnsucht nach einer heilen, einer überschaubaren, einer streßfreien Welt, das Sehnen nach einem Zustand,

<sup>5</sup> Selbst im Rätsel wird das Heimweh der Schweizer aufgegriffen: das Zitat entstammt einer „Scharade“ von Friedrich Kind (1768—1843).

<sup>6</sup> H. Küpper, Wörterbuch der deutschen Umgangssprache, Band 5, 1967.

der alle Wünsche, die tischleindeckdichhaften Konsumwünsche und die andern, erfüllt, ist übermächtig. Ist das nicht im Grunde Heimweh, Heimweh nach einem Heimatland, in dem Glück und Wohlbefinden herrscht? Sind „Frust“, „Null-Bock-Mentalität“, „depressive Resignation“ nicht Symptome *dieser* „Heimwehkrankheit“? Mancher richtet seinen Sehnsuchtsblick nach einem scheinbar näher liegenden Heimatland des Glücks, glaubt es in der „Heimat von gestern“ zu finden: man versucht, das romantisch-naive Heimatkliche vom einfachen, gesunden, natürlichen Leben unter ganz am Mitmenschen orientierten Nachbarn nachzuleben, oder wenigstens davon tagzuträumen. „Denkst du an jenes heimatlose Leben . . .“ (Hermann Hesse). Der sich heimatlos begreifende Mensch der Industrienationen hat die Welt der *Nostalgie* herbeibeschworen, läßt sich von der Nostalgiewelle tragen: *Heimweh*, dein heutiger Name ist *Nostalgie*! „Nostalgie“, der Abkömmling, hat das Mutterwort abgelöst. Die „nächste Generation“ hat das Ruder übernommen, die alte lebt in ihr weiter. Doch — anders als beim Menschen — kann dem abgegangenen Wort eine Wiederkehr beschieden sein, es schläft nur den Dornröschenschlaf und wartet auf den Prinzen Zeitgeist.

## In eigener Sache

### Rückruf von Heften aus unserer Reihe „Schriften des DSSV“

Diese Reihe erscheint seit 1964 und umfaßt 9 Hefte; sie ist auf der 3. Umschlagseite im oberen Drittel aufgeführt. Die Titel, die uns fehlen, sind die Nummern

2 (*Villiger: Bedrohte Muttersprache*), 3 (*Bernhard: Alemannisch-welsche Sprachsorgen*), 5 (*Hüppi: Sprecherziehung*), 7 (*Zinsli: Ortsnamen*) und 8 (*Mieder: Das Sprichwort*).

Wer solche Hefte besitzt, sie aber nicht mehr benötigt, ist herzlich gebeten, sie der Geschäftsstelle des DSSV (Alpenstrasse 7, 6004 Luzern) zuzuleiten. Vielen Dank!

ck.